

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Kurt Nowak**  
**Das Christentum**  
Geschichte, Glaube, Ethik

128 Seiten, Paperback  
ISBN: 978-3-406-41870-9

# I. Entstehung und historische Entwicklung des Christentums

## 1. Religionsgeschichtlicher Hintergrund

Zu Beginn der christlichen Zeitrechnung hatte sich der Ring der römischen Herrschaft um das Mittelmeer geschlossen. Im Inneren des Vielvölkerreichs sorgte die Pax Romana für Ruhe und Frieden. Der Landtag der Provinz Kleinasien pries den Princeps Augustus-Octavian im Jahr 9 v. Chr. mit den Worten: „In seiner Erscheinung sind die Hoffnungen der Vorfahren erfüllt; er hat nicht nur die früheren Wohltäter der Menschheit sämtlich übertroffen, sondern es ist unmöglich, daß je ein Größerer käme.“

Nicht alle Bewohner des Imperium Romanum stimmten in die Huldigung des kleinasiatischen Landtags ein. Roms Welt-herrschaft gab keine Antwort auf Lebensrätsel wie Geburt und Tod, Vernichtung und Erlösung. Der Formalismus des römischen Religionssystems befriedigte tiefer angelegte religiöse Ansprüche nicht mehr. In der Philosophie vollzog sich damals unter dem Einfluß des griechischen Geistes eine Wende zum Persönlichen, zu einer Philosophie des Lebens. Sie verband sich mit neuen Formen des Nachdenkens über das Göttliche. Man knüpfte wieder an Platon, an Aristoteles an. Die geistige Sublimation der alten Göttergeschichten war eine Tendenz der augusteischen Epoche, eine andere der Drang nach direkter Berührung mit der Welt des Jenseits.

Gottheiten des Orients fanden bei der Bevölkerung des Römischen Reichs verstärkten Zulauf. Die orientalischen Götter machten gleichermaßen den altrömischen Naturgöttern wie den Göttern und Göttinnen des Olymps Konkurrenz. Ihre Namen waren Mithras, Magna Mater (Kybele), Isis und Sarapis, Demeter und andere. Die orientalischen Götter fanden Verehrer vor allem in Ballungsgebieten des Militärs, des Handels und der Kultur. Die Bevölkerung auf dem flachen Lande hingegen reagierte weniger aufgeschlossen. Die Christen machten mit ihrer Religion alsbald ähnliche Erfahrungen.

Der römische Staat sah wohl, daß der Zulauf zu den Mysterienreligionen einen Vertrauensschwund zu den althergebrachten Traditionen signalisierte, behielt indes seine Politik der religiösen Toleranz bei. Kultpraxis und Frömmigkeit der Mysterienreligionen beeinflussten das Christentum. In ihnen bildeten sich religiöse Strukturen, die veränderte Inhalte aufnehmen konnten. „Religio“ war nicht mehr bloß die rituell richtige Kultübung. Lucius, Held der „Metamorphosen“ des Apuleius, berichtete über seine Einweihung in den Isis-Kult: „Mitten in der Nacht sah ich die Sonne im hellen Licht strahlen; vor das Angesicht der oberen und unteren Götter trat ich und betete sie aus nächster Nähe an.“

Seit Beginn der Kaiserzeit befand sich die Religionswelt des Imperiums in raschem Umbruch. Suchten die einen in neuartigen Kulte religiöse Gewißheit, so forschten andere nach archaischer Weisheit. Geheimschriften tauchten auf, die ihre Beglaubigung durch die angebliche Herkunft von Pythagoras, Hermes, Orpheus erhielten. Die vermeintlich uralten Papyri bestanden zumeist aus der Zusammenstellung von philosophischen Gedanken, aus Bruchstücken von Schöpfungsmythen und Produkten der religiösen Phantasie. Seinen Höhepunkt erlebte dieser spekulative Archaismus im 2. und 3. Jahrhundert.

Manche der vom Staub der Vorzeit überzogenen Schriften waren mit ihren okkulten Offenbarungsweisheiten Teil der Gnosis. Gnosis (wörtlich: Erkenntnis) ist ein Schlüsselwort von weitreichender Bedeutung für die Welt des werdenden Christentums. Die Gnosis, Religion der Erkenntnis, griff bei ihrer Ausgestaltung auf unterschiedliche Traditionen zurück: auf die jüdische Weisheitslehre und Apokalyptik, auf den iranischen Zoroastrismus, auf bestimmte Formen des griechischen Denkens. Kurz vor oder nach der Zeitenwende entstanden, konnte die Gnosis jüdischen, heidnischen und auch christlichen Charakter annehmen. Trotz ihrer Vielfalt in Schulen und Systemen besaß sie einigermaßen feste Strukturen der Mythologie, Kosmogonie und Anthropologie. Die Gnosis erhob den Anspruch, den Menschen aus der Knechtschaft des

irdischen Seins zu befreien und seine Seele (bzw. seinen Geist) in die verlorene Heimat zurückzuführen; in das überirdische Reich der Freiheit und Ruhe. Die sog. „Titellose Schrift“ versprach: „Diese (Vollkommenen) werden nämlich eingehen in den heiligen Ort ihres Vaters und sich erquicken in Ruhe und ewiger unaussprechlicher Herrlichkeit und in unaufhörlicher Freude. Sie sind aber als Unsterbliche im Sterblichen Könige.“ Bevor die Häresiologen, die christlichen Ketzerbekämpfer, unter Berufung auf die Tradition der Apostel die Gnostiker als Irrlehrer, Betrüger, Lügner und Magier brandmarkten, bestanden zwischen Teilen des frühen Christentums und der Gnosis osmotische Beziehungen. Unter den Schriften des Neuen Testaments gehört vor allem das Johannesevangelium in den gnostischen Einflußbereich.

So weit man den Blick durch das römische Weltreich schweifen lassen darf, um das nötige historische Verständnis für die Geburt des Christentums zu gewinnen: die eigentliche Ursprungsregion ist Palästina. Politisch ein römisches Klientelgebiet, war Palästina in religiöser Hinsicht autonom und von einer reichen Frömmigkeit erfüllt. Die Zergliederung des Gebietes in romabhängige jüdische Teilfürstentümer sorgte für die politische Dämpfung immer wieder aufbrechender Unruhen. Als oberste religiöse Instanz fungierten der Hohepriester und der Hohe Rat, das Synhedrium (hebraisiert: Sanhedrin). Bei den Zeitgenossen galt das Christentum zunächst als jüdische Sekte. Davon zeugt eine Notiz Suetons. Weil die Juden, so die verworrene Angabe, unter ihrem Anführer – einem gewissen Chrestus – Unruhe stifteten, warf Kaiser Claudius sie aus Rom hinaus.

Zu Lebzeiten Jesu und bei Entstehung der ersten Christengemeinden zeichnete sich unter den Juden das Ende eines langen Weges ab: die grundlegende Umgestaltung des religiösen Erbes Israels. Abgesehen von der kurzen Phase der Hasmonäerherrschaft hatte Israel nach dem Babylonischen Exil (6. Jahrhundert v. Chr.) keinen eigenen Staat mehr bilden können. Das ursprünglich zum Heerbann oder zur Kultfeier aufgerufene „Volk“ hatte sich zur „Gemeinde“ wandeln müssen, die

um den Tempel und das Gesetz versammelt war. Organisiert war sie nach Maßgabe der Priester- oder Tempeltheokratie. Wie konnte sich Israel von den Völkern seiner Umgebung unterscheiden und in seiner Besonderheit erhalten? Die Frage gewann in der Zeitenwende an Dringlichkeit, weil die hellenistische Welt ein gewaltiger Schmelztiegel der Kulturen war. Man lebte in einer Epoche, in der die Religionen Roms, Griechenlands und des Orients einander begegneten und durchdrangen. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Juden wohnte im Ausland und besaß dort ihre Synagogen. Berühmt war die riesige Hauptsynagoge in Alexandria mit 71 goldenen Sitzen für die Mitglieder des Ältestenrats. Trotz der jüdischen Zerstreuung blieb Jerusalem das Zentrum. Das tägliche Gebet aller Juden, wo immer sie auch weilten, wandte sich in die Richtung des Tempels in der Davidsstadt. Ebenso stark war die Bindung an die Jerusalemer Lehrautoritäten.

Von Geschlossenheit des Judentums konnte dennoch keine Rede sein. Es gab religiöse Richtungskämpfe zwischen den nichtpriesterlichen Schriftgelehrten, den Pharisäern, und den tragenden Kräften des palästinensischen Tempelstaates, den Sadduzäern. Hinzu kamen die Zeloten („Eiferer“). Nach ihrer Auffassung duldete Gottes Königtum keine andere Herrschaft über Israel. Sie waren bereit zum Kampf gegen Rom. Noch während der Belagerung Jerusalems durch Titus (70 n. Chr.) beantworteten die Zeloten die Aufforderung zur Kapitulation mit der Botschaft von der Weltherrschaft ihres Gottes. Nochmals andere Akzente setzte das hellenistische Judentum durch seinen bedeutendsten Prediger und Lehrer: Philo von Alexandria. Philo, der den Kreisen der jüdisch-alexandrinischen Finanzaristokratie entstammte, befand sich im engen geistigen Kontakt mit den Gebildeten seiner Zeit. Er stellte der heidnischen Welt Moses und die Erzväter als Urbilder der wahren Weisheit dar und nannte die hebräische Bibel die Schatzkammer der Menschheit. Ein wiederum anderes religiöses Klima herrschte in Qumran. Die Qumrangemeinde nannte sich u. a. „die Umkehrenden Israels“. Hervorgegangen war ihre Siedlung am Toten Meer wahrscheinlich aus der Aufspaltung der

Chassidim („Frommen“) im zweiten Jahrhundert v. Chr. Zwischen dem „Lehrer der Gerechtigkeit“, der in den Schriften von Qumran immer wieder erwähnt wird, und Jesus Christus glauben manche Forscher eine geistige Verwandtschaft zu entdecken.

Die christliche Zeitenwende fand innerhalb eines höchst vielgestaltigen Judentums statt. In ihm gab es den strengsten Eifer für das Gesetz der Väter ebenso wie den liberalen Umgang mit der Tora. Das religiöse Exklusivitätsbewußtsein mancher jüdischer Kreise stand in Spannung zu der Überzeugung hellenistischer Juden von der weltweiten Sendung Israels unter dem Vorzeichen eines philosophisch geläuterten Gottesglaubens. Politisches Rebellentum verband sich mit apokalyptischen Hoffnungen auf den Sieg über alle Feinde des Gottes Israels. All dies waren Formen religiöser Daseinsorientierung in bewegter Zeit. Im Brief des Paulus an die Galater steht: „Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn“ (4, 4). Der Briefschreiber sprach damit die Stimmungslage einer ganzen Epoche an: die Ahnung einer neuen Zeit, die sich von aller bisherigen Geschichte unterscheiden werde.

## 2. Jesus von Nazareth

Wer war Jesus von Nazareth? Ist seine Existenz historisch überhaupt verbürgt? Rudolf Bultmann, einer der einflußreichsten protestantischen Theologen unseres Jahrhunderts, hielt die Frage nach dem historischen Jesu für wenig interessant. Er machte aus der Not der spärlichen historischen Spuren die Tugend der Bezeugung Jesu im Glauben der Gemeinde. Bultmann meinte: „Seine Herkunft ist aus der Ewigkeit, sein Ursprung ist kein menschlich-natürlicher.“

Historisch wissen wir über Jesus wenig genug, jedoch mehr als über Persönlichkeiten der Antike in vergleichbaren Lebensverhältnissen. Als Geburtsort Jesu wird teils Bethlehem, teils Nazareth genannt. Wahrscheinlicher ist Nazareth. Die Abkunft vom Stamm David erscheint als möglich, bedeutet aber nicht automatisch privilegierten Geburtsstatus oder gar Be-

stimmung zum Messias. Die Eltern waren Joseph, von Beruf Schreiner, und Maria (hebräisch: Mirjam). Der Name Jesus, damals sehr beliebt, ist abgeleitet von Josua, dem Nachfolger des Moses. Jesus hatte vier Brüder und – mindestens – zwei Schwestern. Die Nachrichten über Jesu Kindheit besitzen nur geringen historischen Wert. Wir haben fromm-volkstümliche Erzählungen vor uns. Ein wenig fester wird der Boden der Überlieferung beim öffentlichen Wirken Jesu. Die Eckdaten sind hier die Taufe durch Johannes im Jordan und die Kreuzigung durch Pontius Pilatus. Pilatus war Günstling des Seianus und von 26 bis 36 n. Chr. Präfekt der Provinz Judäa mit Sitz in Caesarea. Jesu öffentliche Wirksamkeit währte kaum länger als zwei bis drei Jahre, ungefähr vom Jahr 28 bis zum Jahr 30 n. Chr. Bei seiner Hinrichtung wird Jesus etwa dreißig Jahre alt gewesen sein.

Jesu Wirkungsgebiet lag im Norden und Nordwesten des Sees Genesareth. Nichtjüdisches Territorium hat er nie betreten, hellenistische Städte gemieden. Die Nachricht, daß er und der Kernkreis seiner Anhänger, die zwölf Jünger, heimat- und besitzlos waren, wird eingeschränkt durch die Überlegung, daß sie eine örtliche Anbindung an ihre Heimatregion besaßen. Die Bekundung im Johannesevangelium „Ich habe allezeit in den Synagogen und im Tempel gelehrt“ (18, 20), ist nicht sicher belegt. Jesus lehrte wohl vorwiegend im Freien und in Privathäusern.

Die Ergebnisse der jüngsten Forschungen über das Leben Jesu sind widerspruchsvoll. Je nach Beleuchtung des jüdischen Hintergrundes kann Jesus als Prophet der letzten Dinge erscheinen, als politischer Revolutionär, charismatischer Wanderprediger, kynischer Philosoph, als Magier, als Rabbi aus Galiläa und anderes mehr. Das hängt mit der komplizierten Überlieferung zusammen, aber auch mit der Einzeichnung eigener Interessen in das Bild Jesu. Im Mittelpunkt der Verkündigung Jesu und seiner oft symbolischen Handlungen stand die nahe herbeigekommene, ja sogar schon angebrochene Gottesherrschaft. Sich selbst hat Jesus in die Gottesherrschaft auf mancherlei Art eingeordnet. So betrachtete er sich

als Garanten der Heilswende. „Ich sah Satan wie einen Blitz aus dem Himmel stürzen“ (Lukas 10, 18). Durch die Austreibung von Dämonen, durch Krankenheilungen und die Auferweckung von Toten machte Jesus sich zum Repräsentanten von Gottes Macht. Auch als Kündiger der Unvereinbarkeit von Altem und Neuem, an dem sich die Geister im Sinne eines göttlichen Urteils schieden, verstand er sich. „Niemand füllt neuen Wein in alte Schläuche“ (Markus 2, 22). Der Himmelssturz Satans und Jesu Wirken bilden den Anfang der Gottesherrschaft. Zwischen ihrem Beginn und ihrer Vollendung verkündigte Jesus einen unlöslichen Zusammenhang. Daraus ergab sich die Dringlichkeit seines Rufs, der Glaubensferne und Gottesleere durch Eintritt in die Gottesherrschaft zu ent-rinnen.

Von Jesu letzten Tagen in Jerusalem und seiner Kreuzigung besitzen wir als Quelle allein die Evangelien. Die jüdische Überlieferung bleibt stumm, ebenso die römische. Warum bereiteten die jüdischen Gegner Jesu – „die Juden“ ist eine unzulässige Verallgemeinerung – eine Anklage vor? Warum führten sie ein Verhör durch und meinten, er müsse zum Tode verurteilt werden? Die Antworten auf diese Fragen bleiben zum Teil Vermutung. Wahrscheinlich bezogen sich die Anschuldigungen nicht auf einen einzelnen, festumrissenen Tatbestand. Rechtsgeschichtlich wirkt die Angabe, das Verhör Jesu und der Zeugen sei im Haus des Hohepriesters und vor dem Synhedrium, der obersten einheimischen Behörde Judäas mit Zuständigkeit in Religions-, Rechts- und Verwaltungsfragen, durchgeführt worden, Probleme auf. Im Haus des Hohepriesters durften Sitzungen des Synhedriums nicht stattfinden. Der Evangelist Markus berichtet: „Der Hohepriester und das ganze Synhedrium suchten nach Zeugenaussagen über Jesus, um ihn hinrichten zu lassen, fanden aber keine“ (14, 55). Dieser Satz wie auch weitere Überlieferungsstücke unterstellen, die obersten religiösen Instanzen der Juden hätten die Blutgerichtsbarkeit ausüben dürfen. Tatsächlich war das nicht der Fall. Allein die Römer waren dazu berechtigt. Insofern konnte es sich nur um eine Anklagevorbereitung handeln. Rechtsge-

schichtlich einsichtig ist dann wiederum die Anklage Jesu durch die jüdischen Autoritäten vor dem römischen Präfekten. Zu großen jüdischen Festen kam Pontius Pilatus aus seiner Residenz Caesarea nach Jerusalem und regelte dabei auch Rechtsangelegenheiten. Der Ort, an dem das geschah, war der Palast des Herodes in der Weststadt von Jerusalem. Da Jesus von Pilatus zum Tode durch Kreuzigung verurteilt wurde, dürfte sich das Todesurteil auf den Tatbestand des politischen Aufruhrs (seditio) gestützt haben. Bestimmte Kreise der jüdischen Führungsschicht, auf eine Politik des Ausgleichs mit Rom und auf einen konservativen religiösen Kurs bedacht, konnten kein Beunruhigungspotential gebrauchen. Umgekehrt wollte Pilatus nicht die Wahrheitsfrage stellen, d.h. die Sache der Substanz nach entscheiden. Er folgte dem jüdischen Drängen. Im übrigen mochte das Stichwort „Gottesherrschaft“ in politischer Sicht durchaus verhänglich anmuten. Gottes Herrschaft schloß das Gericht über den politischen Weltzustand ein.

Der Hinrichtungsplatz „Golgotha“ ist nur im Neuen Testament genannt, ein freiliegender Einzelhügel nördlich von Jerusalem. Die vorausgehende Auspeitschung und das Tragen des Kreuzbalkens durch den Verurteilten ist auch anderweitig bezeugt. Der am Kreuz angebrachte titulus „Rex Iudaeorum“ läßt sich historisch gut erklären. Aus römischer Sicht war er allerdings nicht mit der kultischen Bedeutung versehen, welche die christliche Überlieferung ihm dann gab. Johanneische Sonderüberlieferung ist das Brechen der Beine bei den Mitgekreuzigten und der Lanzenstich in den Körper Jesu. Nach biblischer Überlieferung gab Pilatus den Leichnam wegen des Passafestes schneller frei als sonst üblich. Nach jüdischem Brauch galt es an Festtagen als besonders anstößig, einen Toten nicht vor Sonnenuntergang zu bestatten. Ein frommer Jude, Joseph von Arimathea, soll sich um die Beerdigung gekümmert haben.

Der Ur-Sprung des Christentums war die Verarbeitung von Jesu Tod und seines Wirkens als Geschichte eines Lebenden. Seine Anhänger sahen in Jesus den zu den Menschen gekom-

menen, gekreuzigten und auferstandenen Sohn Gottes. Die Botschaft von dem am dritten Tage Auferstandenen begründete den Glauben der Christen. Die ältesten Verkündigungsformeln im Neuen Testament sind Sätze der Auferweckung, schmucklos und knapp. Die erzählerische Ausgestaltung der Szenen am leeren Grab erfolgte erst später. Mit historischen Argumenten oder mit Erklärungen aus dem Fundus der Religionsgeschichte wird man den Vorgang der christlichen Glaubensgründung nicht einholen können, ohne daß man ihn – wie bei anderen Religionen auch – hoffnungslos unterbietet. Je näher man an die Ereignisse heranzutreten versucht, je nüchterner man sie rekonstruiert, desto intensiver legt sich der Eindruck des heiligen Rätsels nahe.

Visionäre Begegnungen mit dem Auferstandenen, welche Petrus, der „Herrenbruder“ Jakobus und weitere Jünger erlebten, weckten die Erwartung, der „Menschensohn“ werde alsbald in den Wolken des Himmels wiederkehren (Matthäus 24, 30). Diese apokalyptische Naherwartung mußte relativ schnell fallengelassen werden. Über den engsten Kreis der Jesusanhänger hinaus, zu denen auch eine Anzahl von Frauen gehörte, schlug der neue Glaube Wurzeln zuerst in verschiedenen Gruppen des Judentums in der Davidsstadt, in Judäa und Galiläa. Von Vorteil bei der Verbreitung der Jesusbotschaft waren die im Judentum vorgezeichneten Bahnen. John Dominic Crossan, amerikanischer Bibelwissenschaftler, versteht die Entwicklung bis zum Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. als Auszweigung von zwei großen Religionen: des rabbinischen Judentums und des frühen Christentums. Beide gingen aus derselben Matrix hervor, und beide stellten eine „großartige Fortsetzung des Judentums aus der Vergangenheit in die Zukunft“ dar. Im frühen Christentum setzte sich der historische Jesus in einem theologisch gedeuteten Christus fort. Der „vorösterliche“ Jesus und der „nachösterliche“ Christus bedingten einander. Indes, erst der theologische Christus öffnete jene Dimensionen, die in die Weite und Tiefe einer über den palästinensischen Raum hinausstrebenden Weltreligion weisen. Der Weg führte vom bäuerlichen Boden in die Städte,

aus der palästinensischen Ursprungsregion zum Auslandsjudentum und in die gesamte Welt des Imperium Romanum. Besondere Empfänglichkeit zeigten das liberale Diasporajudentum und die sog. Proselyten: zum Judentum übergetretene Heiden. Sodann stellten die „Gottesfürchtigen“ einen aufnahmebereiten Resonanzboden dar, fromme Heiden im Umkreis der Synagogen, doch nicht Mitglieder der jüdischen Kultusgemeinde. Von einem dieser „Gottesfürchtigen“, dem Centurio Cornelius, berichtet die Apostelgeschichte (10, 1 ff.).

Erste missionarische Erfolge außerhalb Palästinas erzielten aus der Davidsstadt vertriebene „Hellenisten“: griechisch sprechende jüdische Christusbekenner. Vorausgegangen war die Steinigung ihres Leiters Stephanus durch Juden, die in dem neuen Glauben eine Gotteslästerung sahen (Apostelgeschichte 7, 54–59). Anlaufpunkte boten den Vertriebenen die Insel Zypern, Westsyriens Metropole Antiochia und die Hauptstadt Rom. Das urbane Antiochia wurde schnell zu einem Brennpunkt der weiteren Entwicklung. In Antiochia kam auch die Bezeichnung „Christianoi“ für die Anhänger des neuen Glaubens auf (Apostelgeschichte 11, 26). Der wahrscheinlich an der Stephanus-Steinigung beteiligte Pharisäer Saulus, ein Diasporajude aus dem kleinasiatischen Tarsus, wandte sich nach seiner dramatischen Bekehrung – etwa 32/35 n. Chr. – nach Antiochia und stellte sich der Mission in der heidnischen Welt zur Verfügung. Unter seinem griechisch-römischen Namen Paulus (der „Kleine“, „Geringe“, „Niedrige“) entwickelte sich der einstige Pharisäer zum wichtigsten Apostel der Frühzeit und zum scharfsinnigsten Theologen der ersten Generation.

Der Übergang der Christusbotschaft aus dem religiösen Milieu des Judentums ins Heidentum war von welthistorischer Bedeutung. Paulus begründete die Abkoppelung jüdischer Elemente (Beschneidung und Gesetz) von der Christusbotschaft, hielt aber an Israels besonderer Erwählung zum Heil fest. Er stärkte mit seiner Theologie die in verschiedenen Gebieten bereits erfolgreiche Heidenmission und bahnte der Religion neue Wege. Paulus unternahm drei große Missionsreisen und stieß dabei bis in die westliche Reichshälfte vor. Er

sah seine Ehre darin, „die Heilsbotschaft nicht nur dort zu verkündigen, wo der Name Christi schon bekannt ist“ (Römer 15, 20). Anfänglich herrschten zwischen christusgläubigen Juden und Heidenchristen erhebliche Spannungen. Auf einem „Apostelkonzil“, das wahrscheinlich auf 48/49 n. Chr. zu datieren ist, fand ein Ausgleich der Gegensätze statt. Die „ekklesia“ zerbrach nicht. „Ekklesia“, im politischen Sprachgebrauch die Versammlung der stimmberechtigten Bürger, meinte nach christlichem Verständnis die Gesamtheit der Gläubigen, die Jesus als Erlöser und Herrn anerkannten. Die Bejahung der gesetzesfreien Heidenmission, mithin eines nicht an die jüdischen Zeremonialvorschriften gebundenen Christentums, war der kompromißbereiten Haltung des Apostels Petrus, des Leiters der Gemeinde in Jerusalem, zu verdanken. Über seine Motive legte er vor der Gemeinde Rechenschaft ab (Apostelgeschichte 11, 1–18). Gegen Ende seines Lebens war Petrus in Rom. Über die Zeit und die Umstände seines Todes in der Reichshauptstadt wissen wir – trotz der Ausgrabungen unter dem Petersdom – nichts Sicheres.

Schneller als von den Beteiligten möglicherweise erwartet, fiel dem heidnischen Typ des Christentums die Führung zu. Die Kirche löste sich von der Synagoge. Zweifellos trugen der Fall Jerusalems und die Zerstörung des Tempels 70 n. Chr. durch die Legionen des Titus dazu bei, die Stellung der christusgläubigen Juden zu schwächen. In Jerusalem waren sie als religiöse Sondergemeinschaft weithin ausgegrenzt. Während des jüdischen Aufstands gegen die römische Fremdherrschaft wichen sie ins Ostjordanland aus. Bei einigermaßen reicher Blüte zwischen 70 und 135 n. Chr. gerieten sie dort weiter in die Isolation und öffneten sich häretischen Anschauungen. Der zeit- und ortsnahe Justin der Märtyrer († 165) war kaum noch in der Lage, Genaueres über sie zu berichten.